

*Über die Autorin:*

Aufgewachsen in Deutschland, studierte Kate O'Hara Germanistik sowie Theater-, Film- und Fernsehwissenschaft. Nach dem Studium war sie als freie Journalistin für den Rundfunk sowie für Tageszeitungen und Zeitschriften tätig. Sie veröffentlichte zahlreiche Kurzgeschichten und Reportagen als Reiseschriftstellerin und wanderte in den 90er Jahren in die USA aus, wo sie heiratete und die amerikanische Staatsbürgerschaft annahm. Sie arbeitete viele Jahre als Musik- und Reisejournalistin für Printmedien und den Rundfunk, bevor sie sich dem historischen Roman widmete.

Kate O'Hara

# STRASSE DES RUHMS



Roman

KNAUR 

**Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.knaur.de](http://www.knaur.de)**

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich die Verlagsgruppe Droemer Knaur zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO<sub>2</sub>-Ausstoßes einschließt. Weitere Informationen finden Sie unter: [www.klimaneutralerverlag.de](http://www.klimaneutralerverlag.de)



Originalausgabe Juni 2021  
Knaur Taschenbuch  
© 2021 Knaur E-Book  
Ein Imprint der Verlagsgruppe  
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.  
Ein Projekt der AVA International GmbH Autoren- und Verlagsagentur  
[www.ava-international.de](http://www.ava-international.de)  
Redaktion: Susanne Wallbaum  
Covergestaltung: Alexandra Dohse / grafikiosk.de  
Coverabbildung: Collage aus mehreren Motiven von © Ildiko Neer /  
Trevillion Images, © akg-images / arkivi, © Underwood Archives / UIG /  
Bridgeman Images und Shutterstock.com  
Satz: Daniela Schulz  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
ISBN 978-3-426-52719-1

*Für H.,  
Love of My Life*



»Hollywood ist ein Ort, wo sie dir tausend Dollar für einen  
Kuss bezahlen und fünfzig Cent für deine Seele.«

*Marilyn Monroe*

»Man muss dem Leben immer um mindestens  
einen Whiskey voraus sein.«

*Humphrey Bogart*



# ERSTER TEIL



1926







Wie flüssiges Silber glitzerte die Lagune im Licht der Mond-  
sichel, die in den sternensübersäten Nachthimmel von Samoa aufstieg. Weit draußen brachen sich die Wellen am langen Bogen des Korallenriffs, das die Bucht vor Stürmen und Haien schützte. Die Gischt zog eine silbrig schäumende Linie über den Horizont. Zart wie Seide strich die warme Meeresbrise über den Strand und entlockte den Palmwedeln leises Rascheln und Rauschen.

Für den jungen Seemann Gordon Sloan war es das süße Flüstern der Verlockung. Einer paradiesischen Verheißung, der er längst erlegen war. Sein Entschluss stand fest. Er würde hier auf der Insel bleiben und mit Hei'ura, dem zauberhaften Geschöpf, das ihm gerade den frisch tätowierten Rücken mit Kokosnussöl einrieb, ein neues Leben beginnen. Was kümmerte ihn der verdammte Heuervertrag mit Captain Whitehead? Die Dreimastbark Amelia Star, die mit schweren Sturmschäden im Hafen von Apia im Trockendock lag, hatte noch wochenlange Reparaturarbeiten vor sich, bevor der Alte wieder Segel setzen lassen konnte und die Fahrt nach Indien weiterging. Bis dahin hatten Hei'ura und er alles organisiert, damit er nicht von dem rabiaten Suchkommando erwischt wurde, das der Skipper in den Tagen vor dem Auslaufen mit Sicherheit losschickte, um seine Mannschaft vollständig an Bord zu bekommen.

Gordon Sloan lag nackt auf dem Tuch aus bunt bedrucktem Calico, das Hei'ura hinter dem Palmenhain ausgebreitet hatte. Durch das dünne Baumwollgewebe spürte er die Wärme, die der Sand den Tag über aufgenommen und gespeichert hatte. Aber das war nicht die Ursache für die Hitze, die ihm das Blut in den Unterleib trieb. Hei'ura wurde ihrem Namen mal wieder gerecht. In der

Sprache der Samoaner hatte Hei'ura zwei Bedeutungen, nämlich sowohl »Krone aus Federn« als auch »Feuerkrone«. Und wie sehr seine junge Eroberung sich darauf verstand, mit ihren federartigen Händen in ihm das Feuer zu entfachen!

Er ertrug es nicht länger, ruhig liegen zu bleiben. Mit einem gequälten Stöhnen drehte er sich auf den Rücken und wollte sie auf sich ziehen. Sie war so nackt wie er. Quecksilbergleich floss das Mondlicht über ihren hinreißenden Körper, glitt wie eine zweite lebendige Haut über ihre Schultern und die herrlichen Brüste. Er wusste, dass sie bereit war für ihn.

»Warte, Tau-Tau«, flüsterte sie und stellte die Holzschale mit dem Kokosöl neben sich in den Sand.

Er lachte mit belegter Stimme. »Tau-Tau? Ist das mein neuer Name?« Ta-tau nannten die Samoaner das Stechen, das Tätowieren, und er hatte sich in den letzten Wochen Dutzende von polynesischen Tattoos stechen lassen. Selbst über seinen rasierten Schädel und sein Gesicht zogen sich heilige Symbole und Wellenmuster in blauschwarzer Farbe.

Hei'ura lächelte. »Tau-Tau kein guter Name?«, neckte sie ihn und setzte sich auf ihn.

Gordon stöhnte auf. Im selben Moment erlosch das geheimnisvolle Glitzern auf der Lagune. Die Myriaden Sterne auf dem tief-schwarzen Himmelstuch verblassten und verschwanden mit der Mondsichel hinter dunklen Wolken. Auch die Meeresbrise verlor schlagartig ihre Milde. Ein starker Wind kam auf, und plötzlich zogen Nebelschwaden über die Bucht, die alle tropische Schönheit verloren hatte und nun mit schroffen Ufern drohte. Regen setzte ein.

Verschwunden waren aber nicht nur die Palmen und der Strand, sondern auch Hei'ura. Er befand sich nicht auf Samoa, sondern auf dem schwankenden Deck der verfluchten Leviathan. Das nervöse Zischen und Raunen von anderthalb Dutzend Chinesen

vermischte sich mit den rauen Flüchen und gedämpften Kommandos von Captain Caldwell und seiner Mannschaft. Zwei Chinesen glitt eine Kiste aus den Händen, und eine Flut von kostbarer Jade ergoss sich neben der Luke über die Planken. Fast augenblicklich brach wütendes Geschrei los. Die gellende Stimme des Skippers wurde übertönt von der seines jüngeren Bruders. Messer blitzten im Licht der Schiffslaterne, dann fiel der erste Revolverschuss, der dem Chef der chinesischen Sippe das halbe Gesicht wegriß und ihn tot zwischen seine Jadeschätze schleuderte.

Das Massaker begann.

Schüsse krachten in schneller Folge. Er vernahm die scharfen Detonationen eines Repetiergewehrs, aber er sah nichts mehr, war dem Gemetzel an Deck der Leviathan blind ausgeliefert. Er spürte, dass ihm jemand nach dem Leben trachtete, und rollte sich wimmernd zusammen. Vor seinen Augen wogte klebrige Schwärze. Etwas floss über sein Gesicht, sickerte zwischen seine Lippen und kroch in seinen Mund.

Kroch?

Mit einer Mischung aus Würgen und ersticktem Aufschrei fuhr Tau-Tau aus seinem Albtraum hoch. Sein richtiger Name, Gordon Sloan, war selbst ihm schon seit Jahrzehnten fremd.

Etwas Krustiges lief über seine Zunge und knirschte, als er unwillkürlich zubiss, zwischen seinen Zähnen. Angewidert spuckte er aus. Und noch bevor der letzte Rest Schläfrigkeit von ihm gewichen war, wusste er, dass er auf eine verfluchte Kakerlake gebissen hatte.

»Teufel auch!«, stieß er hervor, griff nach seiner Beinprothese und suchte nach dem Ungeziefer, das er auf den Steinboden seiner Zelle im kalifornischen Staatsgefängnis San Quentin gespuckt hatte.



Bekleidet nur mit Franks Oberhemd, das zuzuknöpfen sie sich nicht die Mühe gemacht hatte, stand Harriet Shaw am Fenster. Sie hatte die königsblauen Samtvorhänge nur schulterbreit aufgeschoben. Von der Suite hier oben im fünften Stockwerk des luxuriösen »Fairmont Hotel«, das sich auf dem Millionärshügel Nob Hill über das Häusergewimmel erhob und einen ganzen Straßenblock zwischen Mason und Powell Street einnahm, hatte man einen herrlichen Blick über die Stadt, den Hafen und die gewaltige San Francisco Bay. Die Sicht reichte bis hinüber nach Sausalito und zu den sanften dunkelgrünen Bergketten des Marin County auf der Nordseite der Bay. Zum Greifen nah lag der weite Bogen der Waterfront, der mit seinen zahllosen Piers von oben wie ein riesiger, an den Strand gespülter Tausendfüßler wirkte.

Es versprach ein klarer Morgen zu werden. Weit und breit keine Spur von den Nebelfeldern, die so häufig im Morgengrauen vom Pazifik herantrieben und sich im Nu über Stadt und Bay legten. Noch waren das Meer im Westen und die Landenge des Golden Gate mit ihren zerklüfteten Ufern in tiefe Dunkelheit getaucht. Der Dampfer, der gerade auf die enge Passage zuhielt, war nur anhand seiner Positionslichter und Schiffslaternen auszumachen, aber weiter im Osten fingen sich schon die ersten Sonnenstrahlen in den rechteckigen drachenblutroten Segeln zweier hochbordiger chinesischer Dschunken, die mit ihren Schleppnetzen nach Shrimps fischten. Eine Vielzahl winziger Lichtpunkte auf den dunklen, eiskalten Fluten nahm sich wie ein tanzender Schwarm Glühwürmer aus. Sie markierten die kleinen Fischerboote, die unweit von Little Italy aus der Fisherman's Wharf ausliefen und in alle Himmelsrichtungen segelten. Besser zu erkennen waren die beiden gedrungenen Barkassen mit ihren

kraftvollen Motoren und das schnittige, hell erleuchtete Lotsenboot, die Kurs auf den einlaufenden Überseefrachter nahmen und ihn an die ihm zugewiesene Landungsbrücke bugsieren würden.

Nichts davon nahm Harriet, die ihre Stirn gegen das kühle Fensterglas presste, wirklich wahr. Genauso wenig bewusst sah oder hörte sie die voll besetzte Cablecar, die unter lautem Rattern und Bimmeln den steilen Hügel erklomm und an der Kreuzung Sacramento und Powell Street einen ganzen Schwung Hotelbedienstete ausspuckte. Keine vierundzwanzig Stunden waren vergangen, seit Frank und sie einander in die Arme gefallen waren. Mit welcher Wildheit sie sich geliebt hatten!

Keine vierundzwanzig Stunden!

Im Schlafzimmer hinter ihr herrschte noch Dunkelheit. Frank schlief tief und fest. Schlaf hatte es für sie beide wenig gegeben. Sie hatten einfach nicht genug voneinander bekommen können, als hätten sie einander immer aufs Neue versichern wollen, dass sie tatsächlich wieder zueinandergefunden hatten und nun alles gut werde.

Aber wurde es das auch?

Noch wenige Tage zuvor war Harriet sich ihrer in allem so sicher gewesen. Wie fest sie davon überzeugt gewesen war, ihr Leben im Griff zu haben! Sie war doch nicht mehr das naive Mädchen, das sich Hals über Kopf in einen verwegenen Austernräuber und Abenteurer mit zerzaustem strohblonden Haar und umwerfenden hellblauen Augen verliebte, sondern Mutter eines neunzehnjährigen Sohns und eine gestandene Geschäftsfrau von mittlerweile einundvierzig Jahren!

Und nun das!

Was hatte sie getan? Wie war es möglich, dass sie der Versuchung einfach nicht hatte widerstehen können und gestern zu ihm ins Hotel gekommen war? Hatte sie denn völlig vergessen, was sie

nach dem Erdbeben von 1906, dieser entsetzlichen Katastrophe in so vieler Hinsicht, zwei Jahrzehnte lang voneinander ferngehalten hatte? Sie lebten doch in völlig verschiedenen Welten, und das nicht allein geografisch gesehen. Frank hatte sich in Hollywood ein Leben aufgebaut und führte mit den von ihm selbst gegründeten Silver Screen Studios eines der großen Unternehmen der jungen Filmindustrie. Dagegen galt ihre Leidenschaft der Caldwell Shipping Company mit ihrer Flotte aus einunddreißig Frachtern unter Dampf und den vier verbliebenen Segelschiffen, allesamt stolze Dreimaster.

Aus dem Nichts hatte ihr verstorbener Vater Arthur die Schifffahrtslinie in den 80er-Jahren des vergangenen Jahrhunderts aufgebaut, angefangen mit dem schnittigen Schoner Sansibar. Schon als Kind hatte Harriet nichts lieber getan, als sich bei ihm im Hafenkantor aufzuhalten, mit einem Buch still in der Ecke zu sitzen und alles, was besprochen wurde, wie ein Schwamm in sich aufzusaugen. Der Vater hatte sie dann auch nach seinem Schlaganfall trotz aller familiären Widerstände nicht nur zu seiner rechten Hand gemacht, sondern testamentarisch zu seiner Nachfolgerin bestimmt. Sie hatte sich den väterlichen Respekt in langen, bitteren Jahren wahrlich hart erkämpft.

Onkel Henry aber, der achtzehn Jahre jüngere Bruder ihres Vaters und an der Firma mit einem Viertel beteiligt, hatte diese Entscheidung nicht akzeptiert. Er hatte auch nach dem Tod ihres Vaters gegen sie intrigiert und es mit seinen dreckigen Tricks tatsächlich geschafft, sie um die Anteilmehrheit zu bringen und aus der Geschäftsleitung zu drängen. Aber was Onkel Henry und die Firmenleitung betraf, war noch lange nicht das letzte Wort gesprochen. Den Kampf um die Vorherrschaft über die Caldwell Shipping würde sie nicht aufgeben, ganz im Gegenteil. In wenigen Stunden würde sich zeigen, wie ihre Aussichten standen, Onkel Henry mit seinen eigenen Waffen zu schlagen.

Ihre Gedanken kehrten zu Frank und der Frage zurück, wie es mit ihnen weitergehen sollte. Sie fand keine Antwort darauf, und doch verspürte sie, wie sie zu ihrer Verwunderung feststellte, nicht den Hauch von Reue, dass sie nun hier war. Hatte das Schicksal vielleicht einfach gewollt, dass es so kam?

Was auch immer sie bewogen hatte, es zu wagen, es fühlte sich trotz aller Einwände, die ihr Verstand vorbrachte, ganz wundervoll und unausweichlich richtig an. Und dafür war nicht allein der himmlische Sex verantwortlich.

Aber was kam auf sie zu? Welche Opfer würden sie bringen, nein, zu welchen Opfern würden sie bereit sein müssen, damit ihre Liebe über gelegentlichen wundervollen Sex hinaus eine Chance hatte?

Harriet fürchtete sich vor der Antwort. Nicht nur vor seiner, sondern auch vor der, die sie finden musste.

### 3



Durch das Gitter des handtuchschmalen Fensters hoch oben in der dicken Granitwand drang das fahle Licht des Vollmonds in die Zelle. Es reichte, um zu finden, wonach Tau-Tau suchte. Die Kakerlake, fast so groß wie sein Daumen, lag auf dem gepanzerten Rücken und lebte noch. Im nächsten Moment fuhr die konisch zulaufende Fußstange der Beinprothese auf sie nieder und zerquetschte sie.

Tau-Tau wischte die eklig schmierigen Überreste des Ungeziefers mit einem Zipfel seiner kratzigen Gefängnisdecke von der Spitze. Die Prothese, wie abgenutzt und primitiv sie mit ihren Lederbändern und rostigen Schnallen auch sein mochte, war ihm



heilig. Und das hatte etwas zu bedeuten, denn er hatte es weder mit der Religion, noch neigte er zu sentimental Gefühlsaufwallungen. Den Glauben an einen barmherzigen Gott und menschliches Mitgefühl hatte ihm nicht erst San Quentin ausgetrieben. Das Verdienst gebührte einer ganzen Reihe von brutalen Skippern, Maschinisten und anderen Befehlshabern, die ihm schon viele Jahre zuvor mit der Faust, einem Tauende oder einer Klinge beigebracht hatten, welche Gesetze im Leben galten und welche unbedeutende Rolle er in diesem gnadenlosen Universum spielte. Da hätte es der vielen anderen Schicksalsschläge, die sein Leben seit der vergeblichen Flucht auf Samoa und der Auspeitschung damals an Deck der Amelia Star geprägt hatten, gar nicht bedurft. Seine Seele war vernarbt und sein Herz nicht mehr als ein alter Klumpen Fleisch, der immer mühsamer Blut durch den abgenutzten Körper pumpte.

Einem Menschen aber hatte er ewigen Dank geschworen, nämlich dem Zimmermann Mitchell Sumner. Der hatte damals nach dem Unfall auf der Josefine sein Bestes gegeben, damit er nicht zu einem Leben als hilfloser Krüppel verdammt war. Er hatte für die Prothese nicht zu einem beliebigen Stück Schiffsholz gegriffen, das buchstäblich ein Klotz am Bein gewesen wäre, sondern teures, aber leichtes Balsaholz verwendet, sogar ein Stück »quarter grain«, das aus der Mitte eines Balsastammes kam und damit die beste Qualität aufwies. Der Captain der Josefine hatte getobt, als er davon erfuhr, aber da war die Prothese schon fertig gewesen und er hatte nicht mehr dagegen tun können, als die Kosten von Tau-Taus restlicher Heuer abzuziehen.

Obendrein hatte Sumner ihm ein perfektes Versteck für Geld und andere Wertsachen geschenkt, indem er die beiden Hälften des Holzstücks ausgehöhlt hatte, bevor er sie gut miteinander verklebte und vernagelte, ein Gewinde in das untere Ende des Hohlkörpers drehelte und das viel dünnere kurze Endstück dort

anschaubte. Dieses doppelte Geschenk hatte Tau-Tau ihm nie vergessen. Deshalb begab er sich an jedem Jahrestag seines Unfalls in eine Kirche, zündete für den alten Sumner, der als Ire immer einen Psalm oder sonstigen Bibelspruch auf den Lippen gehabt hatte, eine Kerze an und murmelte ein paar Worte des Dankes – wenn auch nie, ohne eine lästerliche Verwünschung für den Captain, den zehnmal verfluchten Schinder, hinzuzufügen. Selbst in den bittersten Zeiten, als er kaum ein paar Münzen in der Tasche gehabt hatte, war er seinem Schwur treu geblieben, indem er notfalls eine Kerze gestohlen hatte.

Nachdenklich zog Tau-Tau unter dem Strohsack, der ihm auf der Eisenpressen als Matratze diente, eine verbeulte Blechdose hervor. Den einst bunten Aufdruck »Batavia Gold – The World's Finest Tobacco« konnte längst nur noch erahnen, wer wusste, dass es ihn einmal gegeben hatte. Er drehte sich von den letzten Krümeln Tabak, die gut zur Hälfte mit Flocken aus getrocknetem Gras und Unkraut aus dem Gefängnishof versetzt waren, eine Zigarette, riss ein Streichholz an und sog den scharfen Rauch tief in die Lungen.

Er zögerte kurz und lauschte, ob sich ein Schließer auf dem Gang vor den Zellen herumtrieb, dann legte er sich die Prothese quer über die Oberschenkel und drehte das Fußstück heraus. Vorsichtig schüttelte er seinen geheimen Schatz aus dem Hohlraum. Doch nicht die zusammengerollten Geldscheine im Wert von neun Dollar waren das Kostbarste, was sich in der Prothese verbarg.

Nein, was sich nicht einmal mit dem Hundertfachen der paar Dollar aufwiegen ließ, die er trotz so mancher Versuchung all die Zeit nicht angerührt hatte, war die gut mit Kordel verschnürte Rolle aus Wachspapier, etwa so lang wie ein Zigarrenstumpfen der billigen Sorte, aber nicht ganz so dick. Unter dem Wachspapier verborgen sich das Foto der Chinesin und der Ausriss aus der

*Napa Gazette* mit dem Bild der frisch verheirateten Tochter von Captain Arthur Caldwell sowie die Notizen, die er auf Fetzen Papier gekritzelt hatte. All die Jahre hatte er seinen Schatz, seine schäbige Prothese, dieses geheime Versprechen auf eine goldene Zukunft, gehütet. Eine Zukunft, die begann, wenn er in wenigen Stunden aus dem Gefängnistor in die Freiheit schritt. Denn dies war der Tag, auf den er fünfzehn gottverfluchte Jahre in der Hölle von San Quentin gewartet hatte.

Würde George Gillmore, mit dem er fünf Jahre lang die Zelle geteilt hatte und der sich längst wieder seiner Freiheit erfreute, Wort halten und nachher mit allem zur Stelle sein? Hatte es etwas zu bedeuten, dass er am letzten Besuchstag nicht gekommen war? Diesem maugesichtigen Frettchen war alles zuzutrauen.

Unruhe erfasste Tau-Tau, und sein Mund wurde trocken vor Beklemmung. Plötzlich fürchtete er, einen kapitalen Fehler gemacht zu haben, indem er das Frettchen in seinen Plan eingeweiht und zu seinem Komplizen gemacht hatte. Was, wenn der kriecherische Kerl es sich anders überlegt und beschlossen hatte, das Ding auf eigene Faust zu drehen? Konnte es sein, dass er eins und eins zusammengezählt und irgendwie herausgefunden hatte, dass Caldwell der Name war, den er ihm verschwiegen hatte?

Jetzt verfluchte Tau-Tau sich dafür, dass er Gillmore von Bobby Flake und Wilbur Burke erzählt hatte, die Zeugen des Massakers gewesen waren. Was, wenn Gillmore sich mit ihnen zusammengetan und die fette Kuh längst gemolken hatte?

Kalter Schweiß brach ihm aus, als ihn die Angst beschlich, einmal mehr in seinem elenden Leben auf das falsche Pferd gesetzt zu haben und nach fünfzehn gottverfluchten Jahren geduldigen Wartens und Planens in San Quentin doch wieder mit leeren Händen dazustehen.